



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Männerbünde

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Männerbünde



it den Zuständen der Naturvölker und der Barbaren hat man sich in den letzten Jahrzehnten so eifrig beschäftigt, daß es wohl kaum noch eine Einzelheit in ihrem sozialen und politischen Leben, in ihren wirtschaftlichen und Erwerbsverhältnissen, in ihrem Gewerbe und ihren Kunstfertigkeiten gibt, die nicht durch populäre Darstellungen allgemein bekannt geworden wäre. Dagegen ist die weltgeschichtliche Bedeutung einer ihrer Eigentümlichkeiten, genauer ausgedrückt, ihre Bedeutung für die Erklärung weltgeschichtlicher Erscheinungen, bisher nicht allein dem Publikum, sondern auch den meisten Forschern entgangen. Man hält ganz allgemein die Familie für die Zelle des großen gesellschaftlichen Organismus, der Staat heißt. Heinrich Schurz*) weist in seinem Werke: *Altersklassen und Männerbünde*. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Mit einer Verbreitungskarte (Berlin, Georg Reimer, 1902) nach, daß die Familie höchstens zur Sippenbildung ausreicht, daß dagegen größere politische Gründungen von einer Kraft auszugehen pflegen, die zum Familienleben im Gegensatz steht und sich ihm nicht selten feindlich erweist: vom Geselligkeitstriebe der Männer. Dieser stiftet Vereine und Bünde von Jünglingen und Männern, die den Mann von der Familie unabhängig machen, die über die Sippe hinausgreifen und mehrere Sippen zu einem größern Gemeinwesen vereinigen. Bis auf den heutigen Tag und bis in den Schoß der am höchsten gebildeten Kulturvölker hinein erscheint die Politik als ein Vorrecht der Männer und als eine Feindin des Familienlebens. Sie gibt den Beweggrund oder wenigstens den Vorwand ab zu den Studentenverbindungen und den Männervereinen, die den Jüngling und den Mann vom häuslichen Herd zum Stammisch ziehen, und im Hauschlüssel haben die Witzblätter das Symbol des feindlichen Gegensatzes geschaffen. Staatsangelegenheiten sind Männerfachen, und Weiberstaaten kommen nur in Sagen und in Satiren vor. Allerdings, nicht

*) In dem Augenblick, wo wir diesen Aufsatz zum Druck geben, erhalten wir die erschütternde Nachricht, daß der Verfasser des besprochenen Buchs, Heinrich Schurz, der auch unser Mitarbeiter war, plötzlich in Bremen gestorben ist, wo er Direktor des Museums für Völker- und Handelskunde war. Heinrich Schurz war der genialste und literarisch gestaltungskräftigste unter den jüngeren deutschen Ethnographen.

bloß in unsrer Zeit der weiblichen Emanzipationsbestrebungen, sondern schon in alter Zeit und auf niedern Kulturstufen machen die Weiber den Versuch, den Männervereinen durch Gegenorganisationen die Spitze zu bieten, aber diese Versuche fallen immer schwächlich aus und haben keinen dauernden Erfolg. Einen andern Weg, ihnen unerwünschte Wendungen der Politik abzuwenden, schlagen die Frauen bekanntlich ein, wo sie Gelegenheit haben, sich mit den Priestern zu verbünden: sie suchen dort die Politik der Männer im häuslichen Einzelkampf zu beeinflussen. Schurz erinnert daran, daß zwar die gewaltige Anziehungskraft, die aus dem Gegensatz der Geschlechter entspringt, überall an der Oberfläche wirksam ist, daß sich aber darunter als Erzeugnis eben der Verschiedenheit eine Antipathie regt, die sich oft bis zu heftiger Abneigung und Feindschaft steigert, und daß es keineswegs die höhern Gemütsbedürfnisse sind, die ursprünglich den Mann an das Weib fesseln. Geadelt wird die geschlechtliche Vereinigung erst durch das Hinzutreten dieser höhern Bedürfnisse, deren einfachstes und erstes das Bedürfnis eines freundschaftlichen Verkehrs ist, der Gelegenheit gibt, Gedanken auszutauschen und den Kameraden zum Vertrauten und Teilnehmer des eignen Empfindungslebens zu machen. Aber bevor dem jungen Manne das Glück eines solchen Freundschaftsbundes in der Ehe zuteil wird, sucht er Befriedigung dieses Bedürfnisses, das die Mädchen und die Frauen in geringerm Grad empfinden, bei seinesgleichen, zumal da sich ihm Lebenszwecke erschließen, die er mit Weibern überhaupt nicht verfolgen kann, und zu deren Verwirklichung auch nicht ein kleiner Verein von zwei oder drei Personen genügt. So tritt dem natürlichen Verbande, der Familie, der Sippe, dem unentbehrlichen Lebensquell der Menschheit, der künstliche Verband, der auf freier Wahl der Genossen beruhende Männerverein zur Seite und gegenüber. Starke Betonung des Gegensatzes der Geschlechter, bemerkt der Verfasser, sei im allgemeinen für die Männer, sein Zurücktreten — man denke an Nordamerika! — für die Weiber vorteilhaft.

Da sich beide Arten von Verbänden in Wechselwirkung miteinander entwickeln, durfte Schurz die bekannte Frage über die Urfamilie nicht unerörtert lassen. Er findet, daß auch auf diesem Gebiete die einander bekämpfenden Tendenzen die Ermittlung der Wahrheit erschwert haben, indem die einen in ihrer Sorge für die Wahrung der Menschenwürde alle Nachrichten über widerwärtige und häßliche Vorkommnisse als unglaubwürdig ablehnten, während die andern aus einer Art von brutaler Freude am Tierischen die vereinzelt vorkommenden Verirrungen möglichst zu verallgemeinern bestrebt waren. Schurz kommt gleich Westermarck, dessen Beweisführung er übrigens für ungenügend erklärt, zu dem Ergebnis, daß ursprüngliche Promiskuität höchst unwahrscheinlich sei und auch die sogenannte Gruppenehe kaum irgendwo nachgewiesen werden könne. Zum Teil seien die Angaben über solche auf irrige Deutung der Verwandtennamen zurückzuführen. (Dasselbe weist Dr. Josef Müller nach, der seine zuerst in der Renaissance veröffentlichten Abhandlungen über das sexuelle Leben der Naturvölker und der alten Kulturvölker bei Th. Grieben in Leipzig in Broschürenform herausgegeben hat. Wo Promiskuität vorkomme, da sei sie nicht das Ursprüngliche, sondern Entartung ursprünglicher Einrich-

tungen, ja vielfach erst ganz neuen Ursprungs, als Wirkung der von den Europäern eingeschleppten Verwilderung.) Schurz zeigt ausführlich, wie die außerordentlich künstlichen und verwickelten ungeschriebnen Ehegesetze der Naturvölker zwei Zwecke verfolgen: einmal den allerdings zu wildem Wuchern neigenden Geschlechtstrieb in gesetzliche Bahnen einzudämmen, dann aber der Rassenverschlechterung vorzubeugen. Dieses geschieht vorzüglich dadurch, daß Ehen nicht zwischen Sprößlingen derselben Sippe, aber auch nicht zwischen Mitgliedern beliebiger Sippen und zwischen beliebigen Altersklassen geschlossen werden dürfen; dadurch wird einerseits die Inzucht, andererseits wahllose Bastardierung verhindert. Selbstverständlich hat nicht die überlegne Weisheit studierter Anthropologen, sondern ein gesunder, in seinem zweckmäßigen Walten bewunderungswürdiger Instinkt diese Ehrechte und Ehehindernisse geschaffen. Auch die geographischen Verhältnisse wirken ein. Stämme, die kleine Inseln bewohnen, dürfen es nicht zu unbegrenzter Vermehrung kommen lassen und üben deshalb die Kindertötung als anerkannte Sitte. Eine höchst merkwürdige Zwischenbildung zwischen natürlichem und künstlichem Verbands, die an die antike Amazonensage erinnert, ist vor einigen Jahrhunderten in Afrika vorgekommen. Das Eroberervolk der Dschagga pflegte alle Kinder, die bei ihm geboren wurden, gleich nach der Geburt zu töten, um nicht durch das Mit-schleppen pflegebedürftiger Wesen in seinen Raubzügen gehindert zu werden, und ergänzte sich durch den Raub halbwüchsiger Knaben und Mädchen aus benachbarten Stämmen. Dieselbe Praxis, nur nicht so radikal durchgeführt, sollen die Sulus bis in neuere Zeiten geübt haben.

Eine Sitte oder Unsitte nun, die das feinere sittliche Empfinden grüßlich verletzt, besteht ganz unzweifelhaft bei vielen Naturvölkern: die freie Liebe vor der Ehe; und diese muß hier erwähnt werden, weil an sie gewöhnlich die Gründung des künstlichen Verbandes anknüpft. Die künstlichen Verbände sind zunächst Vereinigungen gleichaltriger Jünglinge und Männer, und zwar sind die Jünglingsvereine allgemeiner als die Männervereine, weil die Verehelichung den Mann an sein Haus oder seine Hütte bindet. Die Knabenweihe trennt den Neophyten von der elterlichen Hütte und von der Mutter und verleiht ihm unter andern Rechten auch das des freien Verkehrs mit den Mädchen seines Stammes, der fortgesetzt wird, bis ihn die Verehelichung an seine Frau, oder wo Polygamie herrscht, an seinen Harem fesselt. Wo der freie Verkehr nicht geduldet wird, da tritt an seine Stelle die Prostitution, die keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, nur ein trauriges Vorrecht der Kulturvölker ist. Der Geschlechtsverkehr macht aber nicht etwa den einzigen oder auch nur den Hauptinhalt des Vereinslebens der mannbar gewordenen aus, wie schon die Zeremonien der Knabenweihe beweisen. Bekanntlich gehören zu diesen lange Vorbereitungen, sehr oft die Beschneidung und immer irgendwelche meist sehr schmerzhaften Operationen, z. B. Tätowierungen. Vielfach mag es nur die Lust der Grausamkeit gewesen sein, was die tage-, wochen- und monatelang währenden raffinierten Quälereien erfunden hat. Aber ohne Zweifel werden sie auch grundsätzlich und mit Bedacht vorgenommen, um zu erproben, ob der zu weihende zum Jäger und Krieger taugt. Knaben, die die Probe nicht

aushalten, werden nicht zugelassen; sie fallen im Examen durch und bleiben zeitlebens Mädchen, wie es bei manchen Stämmen heißt. Die grausame Weihe, bei der jeder an die spartanischen Geißelungen und an den Schwertertanz der Germanenjünglinge, auch an den Ritterschlag denkt, hat also einen ganz vernünftigen Zweck. Und wie denn der Mensch auch auf den niedrigsten Kulturstufen keine wichtige Handlung vornimmt, ohne an die jenseitige Welt zu denken, mit der sein vergängliches Erdendasein verknüpft ist, so verbindet sich auch mit der Knabenweihe allerhand Mystik. Der zu Weihende weilt im Zauberwald, wird durch furchtbare Töne und Erscheinungen erschreckt, wird in einen Schlaf versenkt, der ihm bedeutungsvolle Träume bringt, ja er stirbt und ersteht als ein anderer Mensch zu neuem Leben. Der Gedanke, der im Christentum seinen reinsten und edelsten Ausdruck gefunden und seine machtvollste Wirkung entfaltet hat, der Gedanke, daß der Mensch nicht gleich dem Tier vollendet aus der Hand des Schöpfers oder aus dem Schoß der Natur hervorgeht, sondern die Aufgabe hat, sich mit Hilfe der Gesellschaft durch Kulturarbeit selbst zu vollenden, dieser Gedanke äußert sich auch bei den Naturvölkern — ihrer beschränkten Einsicht und ihrem rohen Empfinden gemäß in rohem und kindischem Gebaren. Der Geweihte muß sich stellen, als habe er sein früheres Leben vergessen, als sei er gestorben und mit einem andern Bewußtsein wiedererstanden, als kenne er seine Eltern nicht mehr, als habe er die Sprache verloren. Wie träumend wandelt er eine Zeit lang umher, während er sich in andern Gegenden wie ein Tobsüchtiger benimmt, mit wildem Geschrei Menschen anfällt und beißt oder sie schlägt und mißhandelt, eine Zeit lang mit seinen Kameraden ein wildes Räuberleben führt. Den Hauptinhalt seines neuen Lebens macht die Wissenschaft des Stammes aus, die ihm in der Vorbereitungszeit mitgeteilt worden ist, und die natürlich, abgesehen etwa von Kriegs- und Jagdbräuchen, im Geisterzauber besteht. So haben wir in solchen Weihungen auch nach dieser Seite hin ein Zerrbild der christlichen Konfirmation und zugleich der Schule. Der Verfasser erinnert mit Recht daran, daß auch der Schulzwang des modernen Staates eine Beschränkung der Elternrechte und einen Einbruch ins Haus bedeutet. In den Schulstreitigkeiten zwischen dem Staat und der Kirche, die ihre Kraft aus dem Schutz der Elternrechte zu schöpfen pflegt, in Krawallen wie dem Breschener und denen in der Bretagne wird es offenbar, daß der politische Verband, der Staat, ein künstlicher ist und zu dem natürlichen der Familie in einem Gegensatz steht. Das Vereinsleben der Naturvölker hat sich nun zu großer Mannigfaltigkeit entwickelt. Es gibt Vereine jüngerer Knaben, Vereine, die die jungen Krieger vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre umfassen und also nichts anderes sind als die militärische Organisation des Stammes, Vereine von Greisen, die bei manchen Völkern verachtet sind und sich zu einigem Schutz ihres elenden, hilf- und wehrlosen Daseins zusammenschließen, bei andern als Weise und Ratsherren, als „Sachems“ in hohem Ansehen stehn, endlich Vereine von Männern aller Altersklassen; doch scheint die Vereinsbildung überall von der Zusammenfassung der Gleichaltrigen, und zwar vorzugsweise der jungen Leute ausgegangen zu sein.

Und wie denn das Vereinsleben ohne einen Versammlungsort nicht denkbar ist, so haben auch die Naturvölker nicht bloß ihre öffentlichen Plätze oder Terrassen und Bühnen, sondern mehr oder weniger gedeckte und geschlossene Hallen, Hütten und Häuser. Auch diese Männerhäuser haben sich nach Zweck und Bestimmung, nach Größe und Bauart zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit entwickelt. Es gibt Knaben-, Jünglings- und Männerhäuser, Tanz-, Flöten-, Fest-, Trink-, Spiel- und Rauchhäuser, Geisterhäuser und Schädelhäuser, Lehrhäuser und Bade- oder Schwitzhäuser, Fremdenherbergen und Rathhäuser, die sich hie und da in die Häuptlingsresidenz verwandeln; dann Waffenniederlagen, Zitatellen und Schutzdächer für die Kriegsboote; Häuser endlich, die allen diesen Zwecken, solche, die nur einigen oder nur einem dienen. Es gibt Gemeinschaftshäuser, die kein Weib betreten darf, und solche, deren Bestimmung es ist, den Verkehr von Jünglingen und Mädchen zu vermitteln. Es gibt Gemeindegemeinschaftshäuser, an die die kleinen Familienhäuser angebaut werden, und Dorfhäuser, in denen jeder Familie ein Herd angewiesen ist, sodaß sie alle Dorfbewohner unter einem Dache vereinigen. In diesem Falle ist der vor den Einzelverschlügen laufende Korridor oder die offene Halle der Versammlungsraum für die Männer. Oder umgekehrt wird auch wohl die Sonderung der Geschlechter und der Altersklassen in die Familienhütten verlegt, sodaß es gar kein gemeinschaftliches Männerhaus gibt.

Natürlich erinnert Schurz auch an die Leschen und die Gymnasien der alten Griechen; er hätte außerdem an die Rathhäuser, Innungshäuser und die Kirchen des Mittelalters erinnern können — die Kirchen wurden namentlich in England zu allen möglichen Gemeindegemeinschaftszwecken verwandt —, sowie an die westdeutschen Saalbauten der neuern Zeit, wobei hervorzuheben gewesen wäre, daß die Veranstaltungen der christlichen Völker niemals den Männern allein gelten, auch nicht, wenn es sich bloß um Tanzhäuser handelt; ja bei denen gerade am wenigsten. Zwar hat eine weise Polizei hie und da die Genossinnen von den Tanzvergnügungen der Genossen ausgeschlossen, weil auch den geselligen Zusammenkünften der Sozialdemokratie der politische Charakter anhafte, aber wenn wir uns recht erinnern, hat eine Ministerialverordnung den Eifer der Polizei eingedämmt und die grausamen Verfügungen für ungiltig erklärt, nach denen Frauen zu Sozialdemokratenbällen entweder gar nicht Zutritt haben oder ihnen bloß von der Galerie oder von ihrem „Segment“ aus zuschauen dürfen. Schurz führt noch eine Stelle aus Steub's Drei Sommern in Tirol an über den Tanzstadel oder Bajung (Paviglione) der Enneberger, der als Gerichtsstätte diente, und worin an allen Festtagen getanzt wurde. Jetzt ist der große Saal durch Zwischenwände in Gemächer abgeteilt, die teils als Vorratskammern der Gemeinde, teils als Schulstuben benutzt werden.

Wo größere Vermögensunterschiede hervortreten, da pflegt der Altersklassenverein dem Klub zu weichen. Die Reichen mögen nicht mehr mit den Armen gesellig verkehren und entledigen sich ihrer durch die Forderung der Eintrittsgebühr, die häufig in einem Schweine besteht. Man führt dann auch gewöhnlich noch Grade ein, jede Beförderung zu einem höhern Grade kostet ein neues Opfer, und nur wer viel Schweine hat, kann ein großes Tier werden.

Im Klub treten die Altersunterschiede zurück und machen sich höchstens insofern geltend, als natürlich die jüngern Leute zuerst in die untern Grade aufgenommen werden; über das raschere oder langsamere Aufsteigen jedoch entscheidet nicht das Lebensalter sondern das Vermögen. Beim Klub nun tritt die politische Bedeutung des Männerbundes ganz besonders deutlich hervor. Die Häuptlingswürde ist bei vielen Stämmen — der Verfasser führt besonders amerikanische an — erblich, verleiht aber nur das Richteramt im Frieden; Kriegszüge unternehmen die Klubgenossen, und deren gewählte Vorsteher haben natürlich die Führung. Wer denkt da nicht an die Gefolgschaften der Germanen und an das Wort des Tacitus: Die Könige entnehmen sie dem Adel, zu Herzögen wählen sie sich die Tapfersten! Hier und da erfüllt der Klub auch wichtige soziale Zwecke. Auf Nukahiva bilden Reiche und Arme Schmausgesellschaften in der Weise, daß die Wohlhabenden verpflichtet sind, in Hungersnöten den Schmaus auszurichten und die mit demselben Zeichen tätowierten armen Mitglieder mitessen zu lassen. Bei einem Negerstamm in Kamerun ist der Klub als Altersversicherungsanstalt organisiert. Die Mitglieder zahlen im arbeitsfähigen Alter Beiträge, meist in Gestalt von Naturalien, und erwerben damit den Anspruch, im Greisenalter vom Verein mit Kleidung und Nahrung versorgt zu werden. Bei den Kru, die sich den Europäern truppweise als Arbeiter verdingen, nehmen die Vereine die Gestalt der russischen Artelle an; ein älterer Mann schließt als Vorsteher den Vertrag ab und hält Disziplin unter seinen Burschen.

Wie nun schon die Altersklassen dadurch eigentlich Geheimbünde werden, daß bei der Knaben- oder der Jünglingsweihe die Zauberkünste und Zauberformeln des Stammes mitgeteilt werden, so neigt der Klub mit seinen Graden erst recht der Geheimnisträumerei zu. Förmliche Geheimbünde bestehen in Ozeanien wie im indischen Archipel, in Afrika und in Amerika zu dem Zweck, die Weiber und die Sklaven durch Furcht und Schrecken im Zaume zu halten. Von Zeit zu Zeit erscheinen verummunte Gestalten mit Tierköpfen oder scheußlichen Masken, die wüste Tänze aufführen, sich wild gebärden, beim Umherrennen jeden mißhandeln, der sich nicht vor ihnen verborgen hat, die Überfallenen anbeißen, ihnen Stücke Fleisch aus den Armen reißen und es verschlingen. Diese Gestalten, selbstverständlich die Klubmitglieder, werden für Geister ausgegeben, und durch den Schrecken vor ihnen werden die Untergebnen geneigt gemacht, alles zu tun, was der Klub verlangt. Die Obrigkeit befolgt also eine Praxis, die bei den Kulturvölkern von ungebildeten Eltern geübt wird, indem sie ihre Autorität durch die Erscheinung des Knechts Ruprecht oder des Nikolaus oder durch Herbeirufen eines nicht erscheinenden Popelmanns zu erhöhen suchen. Allgemein bekannt ist durch die Reisenden der Dufdukbund auf Neulauenburg im Bismarckarchipel geworden. Wie einer von ihnen, Weißer, versichert, würden die Häuptlinge ohne diesen Bund ganz einflußlose Familienhäupter sein. „Ihre jetzige Macht beruht nur auf dem Dufduk und der abergläubischen Furcht des Volkes vor ihm. Alle Festlichkeiten, alle Tribute, alle Gesetze, alle Tabus, alle Begräbnisse, alle Steuern werden durch den Dufduk vermittelt.“ In manchen Gegenden erscheint der

Geheimbund als eine bloße Räuberbande, in andern als eine Polizeitruppe, in wieder andern als Organ der Mächtigen zur Ausübung der Justiz, die man in diesem Falle wohl nicht mit dem Verfasser Lynchjustiz nennen darf, da sich mit diesem Worte der Begriff der Auflehnung gegen die gesetzliche Macht verbindet. Er hebt richtig den Gegensatz hervor, der in diesem Punkte zwischen den Naturvölkern und dem Kulturstaat besteht. In diesem bedarf die oberste Gewalt keiner Geheimniskrämerei, ihren Willen durchzusetzen. Sie hat moralisches Ansehen, und ihre Intelligenz, die von ihr geschaffnen Einrichtungen sichern ihr den Besitz aller materiellen Machtmittel; jeder Fortschritt der Technik bedeutet eine Stärkung der öffentlichen Gewalt, wie seit der Erfindung des Schießpulvers und noch mehr seit der Dampfmaschine und des elektrischen Telegraphen sichtbar geworden ist. Hier nehmen, meist ohne nennenswerten Erfolg, die Untergebenen, die ärmern Volksschichten, die Unterdrückten zur Geheimbündelei ihre Zuflucht. Nur wo die Regierung den Anforderungen der erlangten Kulturstufe nicht entspricht, wie das in dem bourbonisch-päpstlichen Italien der Fall war und heute noch in Rußland der Fall ist, beteiligt sich die Aristokratie des Geistes und der Geburt an Geheimbünden.

Bei den Naturvölkern pflegen über kurz oder lang die Weiber dahinter zu kommen, wer in der Vermummung steckt. Damit bricht die Autorität des Bundes zusammen, und die furchtbaren Erscheinungen sinken zu Volksbelustigungen herab.

Der Verfasser knüpft zwei hübsche Betrachtungen an dieses Geheimbündewesen. Die eine führt den Gedanken aus, daß die Kulturwelt voll loser Geheimbünde sei, und daß jeder Kulturmensch von reichen Anlagen mehreren solchen angehöre. „Er hat vielleicht seine Freunde, mit denen er die tiefsten Probleme des Daseins besprechen kann, die aber eine Unterhaltung über Sport und Pferdezucht unerträglich finden würden; er hat andre, die er durch eine Bemerkung über das Welträtsel nur zu einem blöden Gelächter reizen könnte, die aber sehr nett über die Aussichten des nächsten Rennens zu reden wissen; er kennt auch einen vertrockneten Gelehrten, der im ganzen ungenießbar ist, mit dem ihn aber die gemeinsame Freude am Sammeln von Kupferstichen verbindet; ob er über seine Geschäfte, über Jagd, über Politik reden will, er wird immer einige Leute haben, die auf seinen Gegenstand mit Verständnis eingehn, während seine übrigen Bekannten höchstens erkünstelte Teilnahme zu zeigen vermögen. Wollte er alle seine »Geheimbünde« einmal um sich versammeln, so würde es offenbar werden, wie fremd sie einander gegenüberstehn, und den Gastgeber müßte ein Gefühl der Zerrissenheit überkommen; er könnte wohl mit jedem einzelnen dessen Sprache reden, aber er hätte keine Sprache, die alle verstünden, abgesehen vom leeren Wortgeplapper der sogenannten gesellschaftlichen Unterhaltung.“ Zu einer andern Gedankenreihe leitet ein Blick auf die Erfahrung über, daß alles Entstehn, nicht bloß das der Welt und der Organismen, sondern auch das der gesellschaftlichen Bildungen in Geheimnis gehüllt ist, daß auch alles in historischer Zeit neu entstehende Große und Gute erst eine Zeit lang im Verborgnen wachsen muß, ehe es stark genug ist, sich in der Öffentlichkeit behaupten zu können, daß also unter Um-

ständen die absichtliche Geheimhaltung zu seinem Schutze notwendig erscheinen kann. Aber ist es wirklich etwas Gutes, so hat diese Keimzeit bald ein Ende, und mag sich ein Geheimbund nach Jahrzehnten verborgener Wirksamkeit immer noch nicht entschließen, sein Geheimnis zu offenbaren, so beweist er damit, daß das, was er verbirgt, entweder nichts Gutes oder nichts Wertvolles ist; sein Treiben wird dann meist ein leerer Hokusfokus sein. Was die politische Bedeutung der Geheimbünde betrifft, so lehrt die Erfahrung, daß sie als Ersatz der Staatsgewalt oder als Gegenorganisation gegen diese in dem Maße Verbreitung zu finden pflegen, wie sich der Staat unfähig zeigt, seine Aufgaben zu bewältigen.

Zum Schlusse heben wir hervor, daß Schurz ebenso wie Friedrich Rabel, auf den er sich wiederholt beruft, den Mißbrauch zurückweist, den die Entwicklungstheoretiker wie mit allen bei den Naturvölkern vorkommenden Erscheinungen so auch mit den hier besprochenen treiben. Weder finden wir irgendwo auf der Erde einen Urzustand, noch ist irgend eine soziale Einrichtung der Naturvölker als Vorstufe unsrer eignen Kultur zu betrachten. Von einem Urzustande kann deswegen keine Rede sein, weil auch bei den am tiefsten stehenden Völkern die Sprache und die Gesellschaftseinrichtungen so künstlich und so verwickelt sind, daß, wenn sie als das Erzeugnis einer Entwicklung aus der Tierheit angesehen werden sollen, für den schwierigen und wunderbaren Prozeß ungezählte Jahrtausende in Anspruch genommen werden müssen. Es bleibt also dabei: wir haben keinen Begriff von einem Urzustande; die Gegenwart und die historische Vergangenheit bieten uns keine Probe eines solchen dar. Vorstufen unsrer eignen Kultur aber können die Zustände der Naturvölker aus dem Grunde nicht genannt werden, weil jedes Volk seine eigentümliche Kultur hat, die ihm aus seinen Anlagen und seinen Lebensbedingungen erwächst. Man kann aus einem Negervolke wohl eine Karikatur der europäischen Völker, aber nicht ein europäisches Volk machen. Schon die Gegenüberstellung: Kulturvölker und Naturvölker ist irreführend, ja das Wort Naturvölker geradezu falsch. Wenn man unter einem Naturvolk ein kulturloses Volk versteht, so gibt es ein solches nicht und hat es in keiner historischen Zeit eins gegeben. Mit den Kulturvölkern im engern Sinne kann man vernünftigerweise nur die Völker meinen, die die höchste Kultur, die europäische, haben. Kultur an sich haben alle Völker. Es gehört zum Wesen des Menschen, kultiviert zu sein; wie früher gesagt worden ist, nicht fertig aus der Hand des Schöpfers zu kommen, sondern durch Bildung, die eine vernünftige Tätigkeit keines andern irdischen Wesens als des Menschen allein ist, vollendet zu werden. Und jedes Volk entwickelt nun eben seine eigentümliche, die ihm angemessene Kultur. Alle Völker haben gemeinsam die Sprache, die Fähigkeit, durch künstliche Veranstaltungen ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen und geistige und Gemütsbedürfnisse zu entwickeln; alle Völker regeln die Bedürfnisbefriedigung durch die Schaffung natürlicher und künstlicher Vereine. Die Form, die sie diesen Vereinen und den auf die Bedürfnisbefriedigung gerichteten Tätigkeiten geben, macht das Eigentümliche ihrer Kultur aus. Eigentümlichkeiten können nun nicht Vorstufen für einander sein, sondern jede entwickelt sich für sich. Was

Vorstufen hat, was also fortschreiten kann und wirklich fortschreitet, das sind die methodische Anhäufung von Kenntnissen und von Fertigkeiten, also die Wissenschaft und die Technik. Daß dieser methodische Fortschritt nur bei den sogenannten Kulturvölkern gefunden wird, macht nun allerdings eine der Eigentümlichkeiten ihrer Kultur aus, und nur insofern, als es auch für sie eine Zeit gegeben hat, wo sie sich in die Bahn dieses methodischen Fortschritts noch nicht hineingefunden hatten, kann man das höchst uneigentlich sogenannte Naturleben als eine Vorstufe der höhern Kultur ansehen. Aber auch auf jener Vorstufe, z. B. im Zeitalter Homers, in der germanischen Vorzeit und im christlichen Mittelalter, kann man die europäische Eigentümlichkeit von der der Neger oder der Indianer deutlich unterscheiden.

Wir haben diese Fragen einmal ausführlicher besprochen im Anschluß an Nagels Völkerkunde (im ersten Bande des Jahrgangs 1898 der Grenzboten S. 193). Hier fügen wir nur noch eine Bemerkung über das Freiheitsproblem an. Wir finden auch bei einem Blick auf die Familienverhältnisse und die Männerbünde der Naturvölker unsere Ansicht bestätigt, daß die Freiheit im ganzen weder Fortschritte noch Rückschritte macht, sondern nur durch immer neue Bindungen und Lösungen, immer neue Verteilungen des Drucks der sozialen Fesseln fortwährend Wandlungen erleidet. Eduard von Hartmanns Formel, daß mit fortschreitender Kultur die Abhängigkeit des Menschen von der Natur abnehme, die Abhängigkeit vom Menschen wachse, kann man in beiden Gliedern nur mit vielen Einschränkungen als richtig anerkennen. So steigert sich zwar z. B. mit den Verwicklungen unsrer heutigen Kultur die wirtschaftliche Abhängigkeit, aber auf den Gebieten, mit denen sich das vorliegende Buch beschäftigt, ist der Kulturmensch viel freier als der sogenannte Wilde, der viel mehr einem mit Kandare und Trense genißhandelten als einem frei schweifenden Gaulle gleicht. Beim modernen Europäer hängt es zu einem großen Teile von seinem freien Willen ab, in welchem Grade er sich — es geschieht meist aus Eitelkeit — zum Sklaven der Sitte oder Mode machen will. Dem schwarzen, dem braunen Menschen läßt die tyrannische Sitte fast gar keine Freiheit übrig. Sie unterwirft ihn körperlichen Peinigungen, sie beschränkt die Auswahl der Gattin aufs äußerste, sie legt ihm ein Zeremoniell auf, das ihn Personen gewisser Verwandtschaftsgrade anzuschauen verbietet, sie weist ihm seine Lagerstatt an, sie verbietet ihm bei manchen Völkern, in einer Hütte zu schlafen, wo ein Weib schläft, sie zwingt die Geschlechter, ihre Mahlzeiten gesondert einzunehmen, oder macht wohl gar das Essen zu einem schimpflichen Akt, sodaß man sich schon schämen muß, einen andern essen zu sehen, namentlich aber einen Häuptling bei Todesstrafe nicht essen sehen darf. Der Kulturmensch kann in weit höhern Grade seine Lebensführung nach eigenem Belieben einrichten.

